



Pressezentrum

Sperrfrist:	21.05.2009; 9:30 Uhr
Programmbereich:	Themenbereich 1: Horizonte des Glaubens
Veranstaltung:	Bibelarbeit
Referent/in:	Dr. Jörg Zink, Pfarrer i.R., Stuttgart
Ort:	Veranstaltungszelt Ü4, Konsul-Smidt-Str.
Programm Seite:	30
	Dokument: BAB_21_1400

Bibelarbeit zu 1. Mose 3

Wissen, was gut und böse ist

Ich begrüße Sie, liebe und verehrte Damen und Herren, Freundinnen und Freunde, liebe Kirchentagsgemeinde, zu diesem ersten Tag unseres großen Festes. Ich wünsche Ihnen, dass Sie sich von Ihren Reisen in einem guten Quartier erholen konnten und sich auf viel Schönes, auf Begegnungen und Anregungen und viel Neues freuen. Ich wünsche uns allen den Segen und die Nähe Gottes in diesen besonderen Tagen.

Ich selbst freue mich, dass es heute und morgen und übermorgen Clemens Bittlinger ist, der diese Stunde mitgestaltet, nachdem das fünfundzwanzig Jahre lang Hans Jürgen Hufeisen getan hat. Ich begrüße ihn meinerseits herzlich und dankbar.

Für diesen Morgen ist uns eine Geschichte gegeben, die wir wohl alle kennen, eine Schrift von vor dreitausend Jahren, die sich anhört wie ein Märchen. Die Geschichte vom Paradies am Anfang der Bibel:

Und Gott, der Herr, schuf einen Garten, pflanzte ihn in Eden nach Osten hin und setzte den Menschen, den er gebildet, hinein. Er ließ aufwachsen vom Grunde allerlei Bäume, lieblich zu schauen und herrlich, von ihnen zu essen, in der Mitte aber des Gartens den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

Und Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und hüte. Er gab dem Menschen die Weisung: „Von allen Bäumen im Garten iss! Nur von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen iss nicht! Denn an dem Tage, da du von ihm issest, bist du des Todes.“

Aber die Schlange war listenreicher als alle Tiere des Feldes, die Gott erschaffen, und sprach zu der Frau: „Ist das wahr? Ist das wirklich wahr, dass Gott sagte: ‚Es ist kein Baum im Garten, von dem euch zu essen erlaubt ist?‘“ „Nein“, antwortete die Frau, „wir dürfen von allen Bäumen essen, nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: ‚Nicht essen! Nicht anrühren! Ihr werdet sonst sterben!‘“ Da sprach die Schlange zur Frau: „Glaubt doch das nicht! Ihr werdet nicht sterben! Gott hat es verboten, weil er weiß, dass euch die Augen geöffnet werden, sobald ihr davon esst, dass ihr sein

werdet wie Gott und Gut und Böse unterscheiden und euer Leben selbst in die Hand nehmen könnt!“

Und die Frau sah den Baum an. Er war schön und seine Früchte üppig. Sie sah ihn, eine Lust für die Augen und verlockend, weil er Klugheit verlieh. Da pflückte sie eine Frucht und aß sie und gab von ihr auch dem Mann, und er aß. Da gingen den beiden die Augen auf, und ihnen wurde bewusst, dass sie nackt waren. Sie flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen.

Als der Abendwind wehte, hörten sie Gott im Garten gehen. Da verbargen der Mann und die Frau sich unter den Bäumen im Garten. Aber Gott rief Adam und fragte: „Wo bist du?“ Der sprach: „Ich hörte dich im Garten gehen und fürchtete mich, weil ich nackt bin, darum versteckte ich mich!“

Da fragte Gott: „Wer hat dir das gesagt? Hast du etwa von den verbotenen Früchten gegessen?“ Der Mann gab zur Antwort: „Das Weib! Die Frau, die du selbst mir doch zugesellt hast, die gab mir eine Frucht, und ich aß.“ Da fragte Gott die Frau: „Warum hast du das getan?“ „Die Schlange hat mich verführt, und ich aß.“

Da sprach Gott zur Schlange: „Weil du das getan hast, seist du verflucht, verstoßen von allem Getier, von allen lebendigen Wesen des Feldes. Auf deinem Bauch sollst du kriechen und Erde fressen dein Leben lang. Feindschaft will ich verordnen zwischen dir und der Frau, deinen Kindern und ihren Kindern. Ihr Nachfahr wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“

Und er sprach zu der Frau: „Du sollst viel leiden, wenn du schwanger sein wirst. Unter Schmerzen sollst du Kinder zur Welt bringen. Es soll dich zu deinem Manne hinziehen, er aber soll über dich herrschen.“

Zum Manne sprach er: „Weil du auf deine Frau gehört und von dem verbotenen Baum gegessen hast, so soll dein Acker verflucht sein. Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren, solange du lebst, Dornen und Disteln soll er dir tragen, und das Kraut auf dem Felde soll deine Nahrung sein. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst. Denn Staub bist du von der Erde, und Staub sollst du wieder werden.“

Und Gott, der Herr, sprach: „Nun ist der Mensch geworden wie wir und unterscheidet Gutes und Böses. Es darf aber nicht geschehen, dass er seine Hand ausstreckt, vom Baum des Lebens isst und so ewig lebt.“ So schickte ihn Gott aus dem Garten Eden und hieß ihn den Erdboden bearbeiten, von dem er genommen war. Er trieb den Menschen hinaus, und gab den Cheruben Befehl, sich zu lagern östlich vom Garten Eden mit dem flammenden, blitzenden Schwert, den Weg zu bewachen zum Baum des Lebens.

Das ist eine sehr alte Geschichte. Sie wurde ums Jahr tausend vor Christus oder noch früher erzählt, und sie hat einen wichtigen religiösen Hintergrund. Solche Erzählungen entstehen ja oft dann, wenn in der Geschichte eines Volks eine neue Situation eintritt, wenn eine neue Orientierung nötig wird.

So entstand unsere Erzählung, weil das Volks Israel an einer bestimmten Stelle seiner Geschichte ankam und sich über das Neue, das ihm begegnete, klar werden musste. Ich will die Situation kurz schildern.

Wir denken also gut 3000 Jahre zurück. Die Israeliten sind auf ihrer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste Sinai, von Weideplatz zu Weideplatz, wie die Familien der Hirten heute noch in den Randgebieten der Wüsten umherziehen. Von dort blicken sie

sehnsüchtig hinüber in das Land, aus dem sie vor langer Zeit gekommen waren, nach Palästina. Dort, in dem schönen und fruchtbaren Land, erhoffen sie sich ein Leben mit weniger Gefahr und Entbehrung. Dort hoffen sie, endlich sesshaft zu werden, in dem Land, in dem Milch und Honig fließen.

Eines Tages kommen sie an die Stelle, an der die Wüste in das Kulturland übergeht. Sie staunen, wie reich und fruchtbar dieses Land ist, wie die Menschen dort in einem grünen Paradies leben. Sie dringen in das Land ein und können sich zwischen den Dörfern der ansässigen Bevölkerung nach harten Kämpfen ansiedeln.

Ein solcher Überschritt pflegt nicht abzugehen ohne einen tiefgreifenden Kulturschock. Und in unserer Geschichte vor allem nicht ohne einen religiösen Schock. Man lernt Götter kennen, von denen man bis dahin nichts wusste, und fragt sich, wie man sich zu ihnen zu verhalten habe.

Die Israeliten brachten eine klare Religion mit, aber die Religion war in der Wüste gewonnen. War sie nun noch wahr, wenn man in ein fruchtbares Land kam? Was für Götter waren für das Ackerland zuständig.?

Ihre Religion war eine Religion von Nomaden. Der Bewohner einer Wüste lebt ja in anderen religiösen Vorstellungen als ein Bauer auf seinem Acker. Ein Nomade ist darauf angewiesen, den nächsten Weideplatz und die nächste Quelle zu finden. Er wandert aber mit Vorliebe bei Nacht, der Hitze des Tages wegen. Er orientiert sich also an den Sternen. Will er seinen Weg finden, so schaut er nach oben. So tritt Abraham, wenn er mit Gott reden will, aus seinem Zelt und wendet sich unter dem Sternhimmel stehend, dem Gott zu, der über den Sternen ist. Wer die Sterne kennt, findet seinen Weg. Das ist die Frömmigkeit, die in der Wüste gilt. Der Gott im Himmel geht dem Wanderer voraus. Der kommt, wenn er nach oben schaut, an sein Ziel.

Nun aber kommt dieses Volk ins Kulturland und trifft dort eine ganz andere Religion an. Für einen Bauern, der auf seinem Acker steht, ist nicht wichtig, dass er einen unbekanntem Weg findet, sondern, dass der Grund unter seinen Füßen fruchtbar ist. Er arbeitet bei Tag. Oben sind also nicht die Sterne, sondern das Sonnenlicht, und vor allem die Wolken, die ihm Regen bringen. Gott ist für ihn der, der die Erde mit Regen segnet. Unten, in der Erde aber wirken für ihn andere Gottheiten, vor allem mütterliche Göttinnen, die die Erde fruchtbar machen. Wer sollte denn das Leben hervorbringen, wenn nicht Göttinnen, die man sich als Frauen vorstellt und denen man weibliche Namen gibt.

So auch werden sich die Heiligtümer unterscheiden, die man in der Wüste und im Kulturland anlegt. Wenn Nomaden sich ein Heiligtum schaffen wollten, so stellten sie ein Zelt auf. Das konnten sie wieder abbauen, wenn sie weiterzogen und anderswo neu aufbauen. So hatte Israel in der Wüste ein heiliges Zelt.

Wenn die Bauern in ihren Dörfern Heiligtümer schaffen wollten, so legten sie in jener frühen Zeit heilige Gärten an. Sie bauten nicht einen Tempel. Tempel gab es in den größeren Städten. Und so trafen die Israeliten in diesem Land von Bauern an jedem Dorf solche Gärten an, in denen die für die Erde zuständigen Göttinnen verehrt wurden. Darin stand ein Baum oder mehrere Bäume. Darin war vielleicht auch eine Höhle, in der die Göttin wohnte. Dort hielt man vielleicht auch eine Schlange, der auch heilende Kräfte zugeschrieben wurden.

Die Priesterinnen an diesen Heiligtümern bewahrten die Kenntnis der Gesetze des Ackerbaus. Sie wussten, was die ankommenden Nomaden nicht wissen konnten, wie man mit der Erde umgeht, damit sie Frucht bringt. Sie hüteten die Weisheit, die der Bauer gewinnen musste, im Namen der Göttin. Das Tier, das die Göttin zu vertreten hatte, war die

Schlange, die bei der Göttin in der Erde wohnte, und so wurde die Schlange zu dem Tier, das Klugheit vermittelte. Noch Jesus sagt: Seid klug wie die Schlangen! Das heißt nicht, seid trickreich, sondern es heißt: Wisst Bescheid über die Welt, in der ihr lebt.

Ein Gottesdienst in einem solchen Garten sah so aus, dass ein Bauer oder eine Bäuerin ein paar Früchte von Bäumen oder vom Acker mitbrachte für die Priesterinnen, die dort waren und dass sie umgekehrt von den Früchten am Baum der Weisheit essen durften. Sie ließen sich von den Priesterinnen beraten, was auf ihren Feldern zu tun sei, und empfingen den Segen der Göttin, die ihre Äcker fruchtbar machte. Und sie empfingen so das Leben. In unserer Geschichte gibt es zwei Bäume: den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, des Richtigen und Falschen, also den Baum der Weisheit, und den Baum des Lebens.

Das Problem, vor dem das ankommende Wüstenvolk nun stand, war, dass sie nicht wussten, was sie mit ihrem Glauben an den einen Gott des Himmels noch anfangen könnten. Ob der Gott auf dem Wüstengebirge, der Gott über den Sternen, für den Acker unter ihren Füßen noch zuständig war. Ob sie nicht vielleicht die ganze Wüstenreligion hinter sich lassen mussten und sich in den Gärten, die sie neben jedem Dorf antrafen, der dort zuständigen Göttin zuzuwenden hätten. Sie mussten doch den Ackerbau erst lernen, und sie waren doch darauf angewiesen, dass ihr Acker von diesen Göttinnen, den großen Müttern, gesegnet wurde.

Und dieser Zwiespalt zwischen ihrem ererbten Glauben und dem neuen Zwang zur Anbetung von neuen Göttern und Göttinnen zieht sich durch die ganze Geschichte dieses Volks hindurch. Es will so scheinen, als empfehle unsere Geschichte einmal das Festhalten am Glauben der Väter und einmal die Zuwendung zu der Frömmigkeit des Kulturlandes. Schauen wir sie uns genauer an. Und ein drittes Mal will es so scheinen, als sei die Geschichte der Versuch, Gott neu darzustellen, nicht nur als einen Gott der Wüste, sondern auch als einen Gott der Ackerkulturen, der an die Stelle der Fruchtbarkeitsgöttinnen tritt.

Nun scheint es unter den eindringenden Nomaden Autoritäten gegeben zu haben, die die Offenbarung Gottes unter Mose am heiligen Berg Sinai hüteten und ihren Verlust befürchteten. Die sprachen ein striktes Verbot aus: Diese Gärten dürfen nicht betreten werden. Die gehen euch nichts an. Ihr werdet dort um euren Glauben betrogen werden. Man wird euch versprechen, ihr fändet dort die Kenntnisse, die ihr braucht. Aber ihr werdet eurem Gott untreu, und euer Gott wird euch aus dem großen Garten, der dieses Land ist, wieder vertreiben hinaus in die Wüste, wo einzig noch Dornen und Disteln gedeihen.

Und so beginnt unsere Geschichte damit, dass sie erzählt, der Garten des Paradieses sei nicht von den großen Muttergöttinnen angelegt, sondern von dem Gott, den die Israeliten aus der Wüste kennen. „Und Gott, der Herr, schuf einen Garten in Eden, pflanzte ihn im Osten und setzte den Menschen, den er gebildet, hinein. Er ließ aufwachsen von der Erde allerlei Bäume, lieblich zu schauen, und herrlich, davon zu essen. In der Mitte des Gartens aber zwei Bäume, von den nicht gegessen werden durfte.“ Das Leben der Menschen im Paradies beginnt also mit einem Verbot.

Diese noch von der Wüste geprägten Autoritäten sagten also: Gott hat auch dieses ganze fruchtbare Land geschaffen und hat dafür eine genaue Haus- und Gartenordnung erlassen. Alle Bäume im ganzen Land stehen euch zur Verfügung. Aber von den heiligen Bäumen in den Gärten der Mütter wird nicht gegessen. Hält nun der Gast, Israel, sich an diese Hausordnung, so ist alles gut. Dann ist er gesegnet. Dann wird ihm sein Leben gelingen.

Paulus sagt tausend Jahre später: Wo ein Gebot erlassen wird, da wird auch gegen das Gebot verstoßen. Das ist bis heute so, wie etwa in der Straßenverkehrsordnung. Der

Mensch also hält sich nicht an die Vorschrift. Da muss der, der die Vorschrift erlassen hat, fragen wie Gott in unserer Geschichte: Wo bist du? Und wenn der Gefragte antwortet: Hier! dann hört er die Frage: Was hast du getan? Er wird also verhört. Und statt dass der Übeltäter sagt: Das und das habe ich getan, beginnt das ganz normale Schiebespiel: die Frau, die doch du selbst mir verordnet hast, die gab mir, und ich aß. Und wenn nun Gott die Frau fragt: Wie bist du auf diese Idee gekommen?, da geht das Schiebespiel weiter. „Die Schlange hat mich verführt, und ich aß.“ Erst die Schlange weiß nichts mehr zu sagen. Und sie wird als erste bestraft.

Die Logik der Verbote geht aber danach weiter: Weil nun natürlich diesen ungehorsamen Menschen auch danach alles zuzutrauen ist, zum Beispiel, dass sie auch von dem anderen Baum essen, dem Baum des Lebens und dann ewig leben, wird das Urteil sofort gesprochen: Vertreibung aus dem Garten. Und vollstreckt: Gott treibt ihn hinaus aus dem Garten auf den harten Acker und stellt die himmlische Polizei vor das Tor.

So mögen es die Männer, die Hüter der Mose-Religion, gesehen haben. Wenn ihr an diesen Gärten vorbeikommt, dann geht vorbei und nicht hinein. Ihr werdet dort betrogen und endet im Elend. Die ganz normale Logik von der Hausordnung über die Versuchung zur Untat und zur Schuld macht den Anfang. Die Fortsetzung geschieht mit der Suche nach dem Täter und der Gerichtsverhandlung. Das Ende ist das Urteil und der Vollzug: die Austreibung.

Und diese Form der Erzählung hat die Kirche immer schon ausgelegt. Und sie hat vier Urteile gesprochen. Das erste betraf den Menschen. Sie sprach vom Sündenfall. Sie sprach von den Menschen als von notorischen Übeltätern. Sie können nicht anders als sündigen. Sie haben alle den Tod verdient, mindestens die Mühsal auf einem steinigem Acker. Der Mensch ist der Erbe dessen, was im Paradies geschehen ist. Er ist der Träger der Erbsünde. Es entstand ein durch und durch pessimistisches Menschenbild, das man den Christen schon immer vorgeworfen hat und das sagte: Der Mensch kann gar nicht anders handeln als böse. Er ist zum Guten unfähig.

Das zweite Urteil betraf die Welt. Man sprach davon, der Mensch in seiner Torheit habe die Verhältnisse in dieser Welt verdorben. Die gute Schöpfung Gottes habe sich durch den Sündenfall des Menschen in eine „gefallene Welt“ verwandelt. Leiden und Schmerzen, Vergeblichkeit und Sinnlosigkeit, Krankheit und Tod gingen auf die Tat des Menschen zurück. Denn aus der Untat gehe immer neue Untat hervor, etwas anderes als neue Schuld und neue Strafe können so, wie die Welt nun sei, beim Tun des Menschen nicht herauskommen.

Das dritte Urteil betraf den Leib des Menschen: Als die Menschen den Apfel gegessen hatten, entdeckten sie, dass sie nackt waren. Die Frau also verführe den Mann, und der Mann verführe die Frau durch die Nacktheit beider. Es gehe also um die Verderbnis auch der Sexualität. Der Ursprung des Bösen also liege im Körper. Der Körper aber sei streng im Zaum zu halten, obwohl der strenge Zaum an der Gefährlichkeit des Bösen nicht viel ändere.

Das vierte Urteil traf immer die Frau. Die eigentlich Schuldige war, so wie die Geschichte die Sache schildert, natürlich die Frau. Aber nicht nur wegen ihrer Neugier, sondern auch wegen ihrer minderen Intelligenz. Immerhin ist sie auf den Trick der Schlange hereingefallen. Sie ist auch anfälliger für die List des Teufels, in ihr ist der Teufel erfolgreicher als im Mann. Sie ist immer schon die potentielle Hexe. Wenn ihr Leben ordentlich verlaufen soll, so muss sie sich dem Mann unterordnen. Und diese Frauenbild, - das übrigens nicht nur das christliche war, sondern bei den meisten Völkern der Erde seit langen Zeiträume verbreitet - beherrscht nun unsere ganze christliche Geschichte. Noch als ich jung war, galt es als undenkbar, dass eine Frau fähig sei, ein geistliches Amt auszuüben. Aber auch im heutigen Staat, in der heutigen

Arbeitswelt, in allen Lebensbereichen außer beim Kochen gilt bis heute: Der Mann hat die Führung. Die Frau darf bestenfalls ein wenig mittun.

Wenn es heute Pfarrerinnen geben kann, so hängt das unter anderem vielleicht auch damit zusammen, dass man heute die Geschichte vom Paradies in der Theologie ganz anders auslegt, nämlich so, wie sie in den Gärten selbst erzählt wurde.

Ich stelle mir einen Augenblick vor, was bei vielen Texten der Bibel nachgewiesen worden ist: Dass die Geschichte nämlich zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Menschen verschieden erzählt wurde, und dass die Hüter der mosaischen Religion, die alle Wert auf Schuld und Urteil und Verstoßung legen und auf die Schlange als Betrügerin, eine ältere Geschichte umformuliert haben.

Dann begann unsere Geschichte damit, dass nicht von dem männlichen Himmelsgott, sondern von einer großen Muttergöttin der Garten angelegt worden sei. Dass zum Beispiel die Göttin Aruru, wie von ihr erzählt wird, Lehm in die Hand nahm und den Menschen daraus formte. Die Göttin habe die Menschen gelehrt, den Acker zu bebauen, damit sie das Leben haben. Wir nehmen ja an, dass der Ackerbau in der jüngeren Steinzeit, vielleicht um 10 000 vor Christus, von den Frauen erfunden wurde und die schweifenden Horden der Menschen dadurch gezwungen wurden, Dörfer zu erfinden und in ihnen zu leben. Da aber die Frauen diejenigen waren, die auf den Feldern arbeiteten, während die Männer weiterhin durch die Steppe streiften, war klar: In den Dörfern haben die Frauen das Sagen. Es entstand das, was wir das Matriarchat nennen, die Herrschaft der Frauen.

Nun kommen in dieses Paradies Adam und Eva, von den Müttern aus Erde gemacht. Wie gesagt zum Beispiel von der Göttin Aruru. Sie wissen nichts. Kaum wer sie selbst sind. Nicht, in was für einer Welt sie leben. Sie sind ahnungslos wie Kinder. Sie wissen nicht, nach welchen Regeln das Leben in dieser Welt abläuft. Nicht einmal, was denn überhaupt ein Gebot sei. Vor allem nicht, nach welchen Regeln die Erde dem Menschen ihre Frucht gebe.

Nun begegnen sie der Schlange, dem Tier der Weisheit. Und die beginnt die Frau anzureden. Dieses Tier, das in der Erde lebt und also weiß, was die Erde kann, nämlich den Menschen ernähren, wenn er sich das Wissen der Schlange aneignet. Das Wissen der Schlange umfasste auch den Umgang mit Leib und Seele der Menschen. Die Schlange, die heilige Schlange, hatte den Schlüssel zum gelingenden Leben.

Und hier liegt dann der Schwerpunkt der Geschichte. Die Schlange sagt: Wenn ihr von diesem Baum der Weisheit, dem Baum der Erkenntnis, esst, dann werdet ihr sein wie Gott. Ihr werdet Gut und Böse unterscheiden. Ihr werdet euch auskennen in der Welt und auf eurem Acker. Ihr werdet euer Leben selbst in die Hand nehmen können.

Und da stand also die Frau vor dem Baum und sah ihn an. Er war schön. Seine Früchte üppig. Sie sah ihn, eine Lust für die Augen. Und er war verlockend, weil er klug machte. Sie war begeistert! Selbst klug sein! Das war es doch, was sie suchte! Selbst nachdenken. Selbst entscheiden können! Ein freier Mensch sein! Genau als Frau das Wissen haben, das den Männern fehlte. Das war es doch. Und sie nahm die Frucht des Paradieses und aß und wurde klug.

Es ist ja sowohl seltsam als auch einleuchtend, dass die Frauen sich in diesen Gärten um ein früher unbekanntes Wissen bemühten, das Wissen um den landwirtschaftlichen Kalender, um die nützlichen und schädlichen Pflanzen und die Weise, wie die Erde aufgehackt werden, wie gesät und gepflegt werden müsse. Und diese Selbständigkeit der Frauen in ihren Gärten dürfte für die Männergesellschaft der eindringenden Nomaden ein

Grund mehr gewesen sein, einander, aber auch ihren Frauen das Betreten der heiligen Gärten zu verbieten.

Wenn die Frauen nun mit ihren neuen Einsichten auf ihre Äcker gingen, dann trafen sie kein leichtes Leben an. Es war harte Arbeit zwischen Dornen und Disteln. Und sie arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts. Aber dieses Leben war nicht Strafe für irgendein Vergehen. Es war eben das Leben selbst. So versorgte man sich und seine Kinder. Das Leben enthält als solches Mühsal und Leid, Entbehrung und Unglück. Aber es enthält auch das Ernten, die Frucht und das gelingende Leben, die Freude und das Fest. So war also nach Meinung der Frauen in den Gärten eine Hilfe zu finden zu einem guten Leben.

Wenn wir uns fragen, was davon im Alten Testament, das heißt in dem Jahrtausend vor Christus, daran erinnere, so treffen wir zwei Linien an, die sich durch die lange Zeit hinziehen.

Die eine ist der durch die Jahrhunderte sich hindehnde Kampf der Propheten gegen die heiligen Gärten der Mütter. So sagt Jesaja (1,29): *Wenn ihr Gott, den Herrn, verlasst, werdet ihr umkommen. Ihr werdet zuschanden werden an den Bäumen, an denen ihr eure Lust habt. Ihr werdet entsetzt sein über die Folgen, die es für euch haben wird, dass ihr in die Gärten gelaufen seid und dort gefeiert habt.*

Und er sagt über Israel (Jesaja 65,3): *Das ist ein Volk, das Gott ständig ins Angesicht beleidigt. Sie opfern in den heiligen Gärten!*

Es gibt aber auch eine zweite Linie. Die Psalmen sind voll vom Glück, in Gottes Garten zu leben. So Psalm 104: *Gott, wie unendlich reich sind deine Werke! In deiner Weisheit hast du sie geschaffen und die Erde ist deiner Schöpfungen voll. Du lässt Gras sprießen für die Tiere und Saatgrün durch die Arbeit der Menschen. Du gibst ihnen Brot aus der Erde und Wein, der ihr Herz erfreut.*

Und wenn das Alte Testament über die Liebe zwischen Frau und Mann redet, dann so, dass es wiederum an unsere Geschichte vom Garten und von den Bäumen anschließt (Hohes Lied): *Wie die Lilie unter den Dornen, so ist meine Geliebte unter den Mädchen. Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen, so ist mein Geliebter unter den jungen Männern. In seinem Schatten möchte ich sitzen, und seine Frucht ist in meinem Munde süß.*

Von Sünde ist nicht die Rede.

Nun, was das Alte Testament uns sagt, das prüfen wir an dem, was wir von Jesus hören. Unsere Grundfrage ist doch immer: Was sagt uns Jesus? Was sagt er über uns. Was sagt er über die Menschen, die ihm in den Dörfern Galiläas begegnen? Sagt er, was seine Kirche immer gesagt hat? Ihr seid alle böse von Jugend auf? Ihr seid alles festgefahrene Sünder? Sagt er: Ihr seid alle tief durchgefärbt von eurem Erbe am Sündenfall? Ich höre von ihm etwas ganz anders.

Es gibt darüber im Evangelium eine Notiz, die wir endlich einmal begreifen sollten: Er sieht die Armen seines Landes, die sich mit einem moralisch einwandfreien Tun nicht am Leben halten konnten. Die weder Zeit noch Kraft hatten, sich, wie es sich für einen Juden gehörte, mit dem Gesetz, mit den Geboten Gottes zu befassen. Die man als verkommen ansah, als böse, als minderwertig. Denen die Moral des gerechten Bürgers nichts bedeutete.

Als nun die Frommen ankamen und Jesus fragten: Was? Mit denen tust du dich zusammen? Mit denen willst du zu Tisch sitzen? Da gab ihnen Jesus die Antwort: Die ihr als böse bezeichnet, die sind nicht böse. Die sind krank. Die brauchen keine Moral, sondern eine Hilfe. Die brauchen keinen Richter, sondern einen Arzt. An ihnen muss sich nicht die Moral ändern, sondern ihr leiblicher und seelischer Zustand, ihre Krankheit an Leib, Seele und Geist.

Wir pflegen die Heilungsgeschichten, die von Jesus erzählt werden, mit viel Misstrauen anzuhören. Auferweckung von Toten -- das gibt's doch nicht. Heilungen der Augen von Blinden. Wer weiß, was man davon glauben soll. Aber genau das ist typisch für Jesus. Er trat in erster Linie als Heiler auf. Er wirkte als Arzt. Aber nun eben nicht nur am Leib von Menschen, sondern an ihnen als den ganzen Menschen. Und genau so führt er uns an den Punkt, dass wir verstehen, was das Evangelium ist. Das Evangelium für uns selbst und unseren äußeren und inneren Zustand.

Und nun macht er diesen Menschen Mut. Sie hörten, wenn andere über sie sprachen: Ihr seid der letzte Dreck! Und Jesus sagte: Ihr seid nicht Dreck, sondern Erde. Ihr seid ein Acker. In euch kann etwas keimen und wachsen und Frucht bringen. In euch werfe ich meinen Samen, und nun wächst in euch das Gottesreich. Dass ihr ein Acker seid, das ist nicht ein Fluch, sondern ein Segen. Davon reden alle die bekannten Gleichnisse Jesu von Reich Gottes.

Und ist der Garten wirklich verschlossen? Nein, schaut euch um. Und er zeigt ihnen, was wir alle noch in jedem Frühling in Galiläa sehen können: die roten Anemonen, die Jesus die Lilien auf dem Feld nennt, die sich in breiten Teppichen an den Hängen der Berge hinauf- und hinabziehen. Sie sind etwas vom Zauberhaftesten, das es an Blumenpracht auf unserer Erde gibt.

Schaut sie an! So schön hat Gott sie gemacht. Und sie arbeiten nicht im Schweiß ihres Angesichts, um zu überleben. Gott selbst hat sie so schön gemacht. Und er versorgt sie. Selbst Salomo, der reiche König, war nicht gekleidet wie sie. Seht zu, dass ihr etwas für das Gottesreich auf dieser Erde tut, und dann seid gewiss: Gott wird auch für euch sorgen. Die Erde ist nicht ein Jammertal, sondern ein Garten und ihr seid noch mitten in ihm.

Und wenn er ihnen ihren Auftrag zeigen wollte, dann sagte er nicht: Ihr seid Mächte der Finsternis. Sondern: Ihr seid das Licht der Welt. Wenn in euch die Liebe Gottes Wurzeln schlägt, die alles verwandelnde Kraft, dann kann aus euch das werden, was die Menschen brauchen und was die Gerechten in ihren Dörfern von niemand bekommen können als von euch: Licht. Helligkeit des Daseins. Wahrheit. Trost. Weisung.

Er sieht die Kinder und erkennt in ihnen die Erwählten, denen das Reich Gottes offen steht. Er sieht einen Blinden und wischt den Vorwurf, sein Leiden könne eine Strafe von Gott sein, mit einer Handbewegung weg: Dieses Leiden dient der Verherrlichung Gottes, die ihr, die Sehenden, Gott schuldig seid. In der Dirne, in der nichts mehr heil und gut ist, in der keine Hoffnung mehr ist als die, ein gütiges Ja aus dem Mund Jesu zu hören, sieht er die Liebende und die von Gott Geliebte.

Überhaupt: Davon, dass die Frau schuldig sei am Sündenfall, dass die Frau also von den Männern reguliert werden müsse und beherrscht und geordnet - davon ist bei Jesus kein Hauch mehr zu spüren. In den Synagogen, die Jesus besuchte, waren die Frauen auf die hintere Empore verbannt, weit weg von den Männern, die das Gesetz diskutierten. Die Frauen störten die Andacht der Männer. Und noch Paulus, der Jesus an dieser Stelle ganz und gar nicht verstanden hat, sagt, in der Gemeinde habe die Frau den Mund zu halten. Ein Gesetzeslehrer wie Jesus sprach nach damaliger Ordnung nicht mit Frauen. Als Jesus

einmal mit einer Frau zusammensaß und mit ihr redete, wunderten sich die Jünger über die Maßen. Jesus hatte Frauen unter seinen Schülern. Und er hatte ein völlig entspanntes Verhältnis zu ihnen. Er dachte über die Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen offensichtlich völlig anders als man es sich auch in den Kirchen noch zwei Jahrtausende lang gedacht hatte.

Und wenn dann die Menschen um ihn her saßen irgendwo am Strand oder auf einem Berg, dann redete er mit ihnen über das Gesetz, nach dem ihr Leben geordnet werden sollte. Aber nicht so, dass er ihnen Punkt 1 bis 20 vorsagte und sie es nachsprechen sollten, sondern so, dass er ihnen Geschichten erzählte, in denen er zeigte, auf welche Weise ihr Leben gelingen oder misslingen werde. Denkt nach, sagt er ihnen. Setzt euren Verstand ein. Damit euch klar wird, was gut und böse wirklich ist. Denn dazu hat Gott euch euren Kopf gegeben. Danach zu fragen, was gut und böse sei, das ist nicht ein Verbrechen, sondern das ist ein Weg, der zur Klugheit führt. Zum eigenen Erkennen und zur Freiheit, die auch euch offen steht.

Und wenn er ihnen schilderte, auf welche Weise denn ein Menschenleben gelingen könne, dann nannte er Tugenden, die gar nichts an sich hatten von den Heldenbildern der Männer, sondern Verhaltensweisen, die eher weiblich als männlich zu sein scheinen: Dann sprach er nicht vom Erfolg der Selbstdurchsetzung, sondern vom Verzicht auf Gewalt. Das fanden die Männer immer schon unter ihrer Würde, die linke Backe hinzuhalten, wenn einer auf die rechte geschlagen wurde. Was gibt es Unmännlicheres als seine Feinde zu lieben? Auf Rache zu verzichten. Oder auf die Würden und Ehrentitel, mit denen man seine Herrschaft schmückt? Ihr sollt euch nicht als Väter anreden lassen, sagt er. Ihr sollte keine Autoritäten sein wollen. Und was kann einem Männerstaat fremder sein als die Bösen nicht zu bestrafen, sondern sie zu heilen? Aber haben wir nicht gerade eben, am Ende des 20. Jahrhunderts, mit Erstaunen festgestellt, dass unsere Männerkirchen zum ersten Mal entdeckt haben, was für ein spirituelles und politisches Potential in einer Friedensbewegung stecken kann?

Im Grunde hat schon Jesus vor 2000 Jahren mit alledem die patriarchalische Herrschaftsform beendet.

Liebe Freunde, es wird heute viel nachgedacht über das Recht und den Nutzen von geschlechtsspezifischen Herrschaftsformen. Man spricht vom Matriarchat als der Herrschaftsform der Mütter. Vom Patriarchat als der Herrschaftsform der Väter. Und man kann heute wissen, dass nicht das Eine gut, das andere schlecht sei. Wer in einer Gesellschaft das Sagen hat, das liegt einfach daran, in was für einer Kulturform man lebt. Solange der Mensch als Jäger und Sammler durch die Steppen zog, lag es nahe, den Männern die Führung zu überlassen. Wenn ein Volk mit dem Ackerbau beginnt und sich entsprechend in Dörfern sesshaft macht, liegt es nahe, die Führung den Frauen zu überlassen. Im Orient reichte die Zeit des Matriarchats ungefähr von 10000 bis 3000 vor Christus. Wenn im Lauf der Zeit Städte gebaut werden, die von Mauern umgeben sind und auf diesen Mauern Soldaten stehen müssen, so legt es sich nahe, einen Mann als Chef zu haben. Als der alte König Sargon von Akkat um 2300, also fast 1000 Jahre vor Abraham, das erste stehende Heer in die Landschaft stellt und den ersten Eroberungskrieg führt, zementierte er für vier Jahrtausende das Zeitalter der Kriege und die Herrschaft der Männer.

Unsere Geschichte vom Paradies mit ihrer Beschuldigung der Frau ist ein Dokument aus einer Zeit, in der die frühe Kulturphase des Matriarchats, der Herrschaft der Mütter, längst abgelöst war. Heute stehen wir am Ende der Kulturphase der einseitigen Herrschaft der Männer. Heute sagen viele: das Zeitalter der Kriege ist vorbei.

Für die künftige Friedensordnung auf dieser Erde brauchen wir die Gedanken und Einfälle der Frauen.

Heute stehen wir an einem Punkt, an dem anders als im Interesse von Staaten oder Machtblöcken über Gerechtigkeit nachgedacht werden muss. Brauchen wir dazu nicht die Frauen?

Heute stehen wir an einem Punkt, an dem die Neuzeit seit 500 Jahren eine Technik entwickelt hat, an der die Natur zugrunde geht, heute gilt es diese männliche künstliche Natur der wirklichen Natur so gegenüberzustellen und sie zu integrieren, dass die wirkliche Natur überlebt. Die Weisheit der alten Gärten wäre nötig.

Unsere Erde leidet unter der brutalen Weise, wie die männliche Gesellschaft seit geraumer Zeit mit ihr umgeht. Es wird Zeit, dass der Mensch, ob Mann oder Frau seine bessern Kräfte einbringt, seine Sorgfalt, seine Achtsamkeit, seine Fähigkeit zu schützen, zu bewahren, seine Liebeskraft, so dass die Erde fruchtbar und bewohnbar bleibt. Was man gerne die weiblichen Fähigkeiten nennt, was aber Mann wie Frau gegeben ist, muss heute ein entschieden anderes Gewicht erhalten. Nicht darum geht es, nun eine Kulturphase einer neuen Herrschaft von Frauen einzuleiten, sondern um die beiderseitige neue Achtsamkeit von Männern und Frauen. Nach Jesus geht es um einen Verzicht auf alle Formen des bloßen Herrschens.

Als ich zehn Jahre alt war, sprach ich einmal in der Familie verächtlich über „die Mädchen“. Da sagte meine Mutter - und das ist mir mein ganzes Leben über geblieben, ich höre es heute noch: „Junge, in dir lebt auch ein Mädchen. Mit dem musst du gut umgehen. Es ist ein Stück von dir. Es kann dir helfen, später nicht nur ein Mann zu werden, sondern ein Mensch.“ Es ist auch umgekehrt so: In jedem Mädchen ist auch ein Junge verborgen, und mit dem muss das Mädchen gut umgehen, wenn sie eine rechte und tüchtige Frau werden will. So weit meine Mutter.

Für unsere Kirche heißt das, dass wir endlich versuchen müssen, die männliche und die weibliche Glaubensweise, die in uns allen ist, zusammen zu denken.

Als ich jung war, galt es, wie gesagt, als völlig unvorstellbar, dass Frauen Pfarrerinnen sein könnten. Heute haben wir allein in Deutschland vier Bischöfinnen. Und es wirkt auf mich immer wieder wie eine Erlösung, wenn ich eine Frau das Evangelium verkündigen höre. Es ist oft sehr viel näher am Geist des Mannes aus Nazaret und näher an den Menschen, die von ihm hören sollen.

Dass wir Sünder sind, das wird uns oft genug gesagt. Aber es täte uns gut, wir verstünden uns mehr als bisher als Geschöpfe und Kinder dessen, der den Himmel und die Erde gemacht hat. Vielleicht müssten wir dann weniger unsere Tüchtigkeit beweisen. Vielleicht müssten wir dann nicht ganz so zwanghaft darauf bestehen, dass wir Macht haben, dass wir die Herren der Erde sind.

Wenn wir aber fragen, was denn das zentrale am Lebenswerk Jesu sei, dann werden wir erkennen, dass wir keineswegs die aus dem Garten Ausgestoßenen sind, sondern die Eingeladenen, wie die Tischgäste Jesu. Wir dürfen kommen und feiern, leben, essen und trinken. Wir sind weder verdammt noch unwürdig. Bei Jesus setzt sich das Evangelium von der Liebe Gottes endgültig gegen die Sündenfallgeschichte, diese Kampfschrift aus der Frühgeschichte des Glaubens, durch.

Mir scheint, Jesus frage uns so: Was starrt ihr auf die Dornen und Disteln auf eurem Acker? Was hockt ihr am Feldrand? Was verzehrt ihr euch in der Sorge um euer Leben und um seinen Sinn? Mir will scheinen, in Jesus stünden Adam und Eva auf, draußen vor dem

Paradies, und gingen ihren Weg auf ihren Acker als die Kinder des Himmels ebenso wie der Erde, und die Erde verwandle sich vor ihren Augen wieder in einen Garten. Den Garten, den Jesus das Reich Gottes nennt.

Das meint auch Paulus, wenn er sagt: Wir haben zwar das Bild Adams getragen, das Bild des verlorenen und entmutigten Menschen. Aber nun tragen wir für alle Zukunft das Bild des Christus, und die Welt wird uns zu einem Garten.

Einer der großen christlichen Mystiker, der Mönch Simeon, der vor tausend Jahren in der Ostkirche lebte, hat uns ein Gebet hinterlassen, mit dem ich schließen möchte:

„Gepriesen seist du, o Gott. Du senktest in mein Herz dein Licht. Den Baum des Lebens pflanztest du in mich ein. Du schufst mich um zu einem Himmelsgarten inmitten der geschaffenen Wesen.

Einen anderen Geist gabst Du mir, Raum gabst du in mir deinem heiligen Geist, dem wunderbaren Baum des Lebens. Du setztest ihn ins Erdreich einer Menschenseele, er schlägt nun Wurzeln. Du schaffst mich um zu deinem Garten!

Dein Geist schmückt unsere Seele mit herrlichen Gewächsen: mit Bäumen und mit Frucht, mit bunten, blühenden Blumen. Mit dufterfüllten Lilien: mit Demut, Frieden, Freude, mit Sanftmut, auch mit Leid und Traurigkeit und mit dem hellen Glanz deiner Gnade, der alles, was in ihrem Garten lebt, in Licht verwandelt.“

Euch allen, meine Freundinnen und Freunde, wünsche ich, dass der Duft dieses Gartens Euch heute, an diesem ersten Tag des Kirchentags, beglückend um die Nase wehen möchte. Auf Wiedersehen.